In freier Stunde

« Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" »

Nr. 271 | Posen, den 24. November 1929 | 3. Jahrg.



(5. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Bolle lachte verschmitzt.

„Abwarten! Das Mädel kommt noch zur Vernunft, Herr Große . . . und wenn Sie sich auf den Kopp stellen . . . Sie müssen mein Schwiegersohn werden!"

Aber Große lachte nur herzhaft, winkte seinem Chef freundlich zu und eilte wieder an die Arbeit.

* * *

Am nächsten Morgen.

Bolle trank mit Margherita Kaffee. Er machte einen so zufriedenen Eindruck, daß es sogar dem Mädchen auffiel.

„Papa, du scheinst gut bei Laune zu sein."

„Bin ich, Grete, kann's nicht leugnen."

„Wegen dem Geschäft?"

„Jawoll, in der Hauptsache!"

„Geht es wieder recht gut? Hat die Propaganda eingeschlagen?"

Ueberrascht sah Bolle seine Jüngste an.

„Was ist denn in dich gefahren? Du hast mit einem Male Interesse für's Geschäft?"

Verlegen sah sie ihn an.

„Etwas, Papa."

„Also dann hör: Der Große ist ein großer Treffer für mich. In acht Tagen hat er den Betrieb so ins Lot gebracht, wie ich's in Jahren nie fertig gebracht hätte. Und eine Wurst fabriziert er . . . die ist pikfein, da ist nicht daran zu tippen. Heute morgen sind über vierzig neue Bestellungen von abgesprungenen Kunden gekommen. Die Leute sind begeistert. Nee, nee, der Große ist Gold wert!"

Margherita biß sich mit den kleinen Perlenzähnen auf die Unterlippe und nickte, aber sie sagte: „Ich kann ihn aber trotzdem nicht ausstehen. Er mag mich ja auch nicht. Die Abneigung ist gegenseitig."

Bolle lachte verschmitzt. „Ich denk's nich, Grete! Ich glaub, du gefällst ihm sehr."

Ihre Augen blitzten hell auf bei diesen Worten.

„Das hat er dir wohl gesagt? Will wohl in die Firma einheiraten?"

„Aber Grete!"

„Das glaube ich, das könnte ihm so passen. Sich in's warme Nest setzen! Da soll er sich ja keine Illusionen machen. Ich mag ihn nicht ausstehen, und dann . . . dann möcht ich was Bessres haben."

„Was Bessres? Hm, du meinst wohl den Baron?"

„Vielleicht, Papa."

Bolle grinste.

„Viel Vergnügen! Meinen Segen hast du! Ich werd' mich hüten, meiner letzten Tochter eine Dummheit zu verwehren, die die anderen gemacht haben. Ganz wie du willst, Grete. Ich glaub auch nicht, daß dich der Große nehmen würde."

„So!" sagte sie sichtlich getroffen. „Bin ich ihm nicht gut genug?"

„Was heißt gut genug! Das ist 'n Mann von altem Schrot und Korn, der will en Mädel haben, die ihm mal 'ne richtige Frau wird. Der nimmt keine, die er mit der halben Welt teilen muß."

„Bin ich so eine?"

„Wahrscheinlich! Wenn du mal Frau bist, hast du doch für eine Häuslichkeit nichts übrig. Gesteh's nur! Das ist nicht's für dich. Kannst du kochen?"

„Kochen! Puh!"

„Kannst du Strümpfe stopfen?"

„Strümpfe stopfen!" sagte sie entsetzt.

„Ja, ja und noch so mancherlei gehört zu der Ehe."

„Ich tauge nicht für eine so prosaische Ehe."

„Ja, da hab ich doch wieder recht. Für den Große wärst du keine Frau. Der nähme dich nicht mit hunderttausend Talern, und wenn du ihm noch so gut gefielst."

Das weckte den Trotz wieder in ihr.

„So, du meinst, daß ich eine so alte Vogelscheuche bin, die nicht in der Lage ist, ihn herumzukriegen?"

„Nee, Vogelscheuche biste gottlob nicht. Die sind ja auch nicht angemalt. Aber . . . rumkriegen würdest du den Mann nicht. Wenn der nicht will, dann ist nischt zu machen. Absolut nischt."

„Das werde ich dir beweisen. Wenn ich für den Herrn Baron von Hochgesang reizvoll genug bin, dann werde ich es für den Herrn Große wohl auch sein."

„Dein Baron! Nun nimm aber den Mund nicht so voll. Der weiß, daß du ein Mädel mit ein paar harten Talern bist."

„Pfui, Papa, wie kannst du so häßlich über ihn reden. Du mußt ihn erst einmal kennenlernen."

„Möchte ich ja, Grete."

„Du kannst ihn heute kennenlernen, wenn du willst."

„Heute? Wo?"

„Ich treffe ihn in Grunewald draußen zum Rennen. Komm mit!"

„Pferderennen oder Hunderennen?"

„Pferderennen. Der Jubiläumspreis kommt zum Austrag. Komm mit, er wollte dich schon lange kennenlernen."

Bolle überlegte. Dann nickte er. „Gut, gib Josef Auftrag, daß er mich rechtzeitig mit dem Wagen abholt. Ich komme mit. Pferderennen, das macht mir Spaß."

* * *

Punkt halb drei Uhr fuhr Bolle mit seiner Tochter, die wieder im vollen Kriegsschmuck prangte — sie war angemalt wie ein Indianer auf dem Kriegspfade — nach Grunewald zur Rennbahn hinaus.

Auf dem ersten Platz trafen sie mit einem sehr schlanken, elegant gekleideten jungen Mann, Anfang der Dreißig, mit glattem Gesicht, der sich als Baron Ludolf von Hochgesang vorstellte, zusammen.

Er war sehr liebenswürdig zu Bolle und bat ihn mit Margherita in seine Loge, von wo aus man die im strahlenden Sonnenlicht daliegende Bahn ganz überblicken konnte.

„Sind Sie oft in Grunewald, Herr Bolle?" fragte der Baron.

Bolle verneinte. „Früher . . . tscha, da hat ich kein Geld dazu, und jetzt fehlt es wieder an Zeit. Aber vielleicht komme ich jetzt öfter, denn ich habe einen neuen, äußerst tüchtigen Betriebsleiter."

Das trug ihm einen bösen Blick Margheritas ein.

Aber er tat, als bemerkte er es nicht, und fuhr seelenvergnügt fort: „Der schmeißt den ganzen Laden! Ja, ja, ein Mann, wie man ihn suchen muß. Du kennst ihn ja, Grete. Ist er nicht ein Kerl, wie man ihn selten findet?"

Das Mädchen würgte an einer Antwort.

„So ein Mann ist Goldes wert!" sagte der Baron verbindlich.

Bolle warf ihm einen freundlichen Blick zu und sah sich dann um.

„Also das erste Rennen steigt! Sagen Sie, Herr Baron, Sie sind doch sicher 'n Kenner. Sie sehen wenigstens so aus. Wer gewinnt das Rennen?"

Ludolf von Hochgesang lächelte geschmeichelt

„Das ist bei diesem Rennen unbestimmt. Wenn Sie was wetten wollen, dann würde ich Ihnen Seppl empfehlen.“

Also setzte Bolle den Hengst Seppl.

Er wurde zweiter.

Und so ging es ihm mit allen Pferden, die ihm der Baron nannte. Entweder wurden sie Zweite oder blieben ganz hinten.

Das trug natürlich nicht dazu bei, daß Bolle besonders guter Laune war. Immerhin ließ er sich nichts merken.

Das sechste Rennen kam.

Wieder nannte ihm der Baron ein Pferd. Theresa hieß es. Aber Bolle sagte freundlich: „Wissen Sie, Herr Baron, Sie haben heute Ihren Pechtag. Jetzt suche ich mir selber einmal ein Pferd heraus.“

„Aber natürlich, Herr Bolle. Das ist ja ein Verkaufsrennen, da ist es ohnehin schwer.“

Also notierte Bolle gewissenhaft die Starter des sechsten Rennens in seinem Rennprogramm.

Plötzlich stutzte er.

Nummer Dreizehn: Karl der Große. Brauner Hengst aus Favor-Tetta.

Karl der Große?

War das nicht ein Wink des Schicksals mit dem Zaunspfahl. Er dachte an Karl Große, der sich ihm unter dem gleichen Namen vorgestellt hatte, und der ein so großer Treffer geworden war.

Jawoll, das Pferd mußte er wetten.

Zweihundert Mark — er hatte bisher nur immer zehnmarkweise gewettet — wollte er riskieren.

Ganz vergnügt war er, als er sich dem Baron zuwandte.

„Nun, haben Sie Ihr Pferd?“

„Jawoll, ich wette Karl der Große. Zweihundert Märkers wette ich!“

Ueberlegen lächelte der Baron. „Das ist eines der Pferde im Rennen, das . . . keine Chance hat. Sehen Sie sich die Form an. Siebenmal ist das Pferd — es ist ein unzuverlässiges Tier — in der Provinz unplaciert gelaufen.“

„Sie mögen schon recht haben, Herr Baron. Ich habe aber meinen Mumm auf das Pferd, und det setz ich. Und wenn das ganze Geld futsch ist.“

Gesagt, getan.

Bolle wettete am Toto zweihundert Mark auf das Pferd.

„Männeken!“ sagte einer der Wetter am Toto. „Wenn Sie den Schinder wetten, denn könn' Sie Ihr Geld gleich zum Fenster rausschmeißen. Wenn der gewinnt, dann gibt's 'ne Stange Geld. Aber der Schinder wird Letzter.“

Aber Bolle ließ sich nicht stören. Er steckte die zwanzig Totokarten in Ruhe ein und begab sich befriedigt wieder auf seinen Platz zurück.

„Ihr Fräulein Tochter hat eben auf Theresa fünfzig Mark angelegt,“ sagte der Baron.

„In Gottes Namen! Wenn mein Pferd gewinnt, dann geb ich ihr das Geld wieder.“

* * *

In der Wage, wo die Jockeis ausgewogen wurden, war große Aufregung.

Der Reiter Karls des Großen, Jockei Theuerkauf, erwies sich als so betrunken, daß sich die Rennleitung weigerte, ihn auszuwiegen.

Kurzerhand kommandierte der Trainer Billy Smith den kleinen Lehrjungen Wundermann, der erst das zweite Jahr lernte, auf das Pferd.

Die Rennleitung war damit einverstanden.

Also ritt ihn der kleine Wundermann.

Karl der Große, übrigens ein bildhübscher Hengst, der im Ring seine Kapriolen machte, wurde ganz ruhig, als plötzlich der kleine Dreikäsehoch im Ring erschien und ihn freundlich beklopfte.

Er hatte seinen gewohnten Reiter aus der Morgenarbeit wieder erkannt.

Ruhig stand er, als der kleine Wundermann aufsaß, und setzte phlegmatisch ein Bein vor das andere, als die startenden Pferde auf die Bahn geführt wurden.

Das Rennen ging über 1400 Meter.

* * *

Bolle wurde ganz zapplich, als die Pferde auf der Bahn erschienen.

Voll Spannung lugte er durch sein Prismenglas.

Aha! Dort war die Dreizehn, der rassige braune Hengst mit der wallenden Mähne war es.

„Gut sieht er aus, Grete!“ sagte Bolle zu seiner Tochter, ohne das maliziöse Lächeln des Barons zu bemerken. „Paß auf, der gewinnt das Rennen!“

Die Pferde galoppierten zum Startpfosten.

Das Starten begann.

Es klappte gleich gut.

Fast in Linie kamen die Reiter ab.

Bolle stellte fest, daß Karl der Große an zweiter Stelle lag.

Theoderich führte mit einer knappen halben Länge die Pferde an.

Sie blieben die ersten fünfhundert Meter auf der gegenüberliegenden Seite dicht beisammen. Dann begann Theoderich nachzulassen.

Karl der Große hatte die Spitze.

Bolles Erregung stieg mit jeder Sekunde.

„Er muß . . . er muß gewinnen!“ so war der Takt seines Herzens.

Karl der Große hielt die Spitze.

Sie bogen in die kurze Seite ein.

Karl der Große hielt die Spitze.

„Sie spielen erst im Einlauf ihre Reserven aus!“ sagte der Baron. „Aber . . . tatsächlich . . . Karl der Große läuft wie in seinen besten Tagen.“

Jetzt kamen sie an die berüchtigte scharfe Ecke.

Da trieb der kleine Wundermann seinen Hengst mit einem plötzlichen Ruck vor. Unglaublich erschien es den alten Rennmännern. Das war ja Wahnsinn, an der scharfen Ecke vorzustoßen.

Aber der Hengst flog nur so um die scharfe Ecke herum und hatte im Nu drei . . . vier Längen Vorsprung.

Im Einlauf.

Die Peitsche hoch.

Theresa flog nach vorn, kam näher an den führenden Karl den Großen heran.

Schon schrie alles Theresa! Theresa!“ denn die Stute war bis auf eine halbe Länge an den Hengst heran. Da hob der kleine Wundermann die Peitsche.

Und mühelos machte sich der Hengst von der Stute frei und gewann leicht mit zwei guten Längen.

Das war eine Ueberraschung!

Bolle war ganz selig. „Er hat gewonnen! Und wie hat er gewonnen! Karl der Große! Ja, ja, Herr Baron, so heißt nämlich mein Betriebsleiter. Karl . . . Große! Ich mußte das Pferd wetten. Sehen Sie, die Dummen haben auch manchmal Glück.“

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Unglaublich, wie sich das Pferd verbessert hat. Nach der Form hatte der Hengst nichts zu bestellen. Ich beglückwünsche Sie, Herr Bolle. Das Pferd steht mindestens zwanzigfach.“

„Zwanzigfach? Was heißt das?“

„Das heißt, das Pferd ist wenig gewettet, drum werden Sie für Ihre 200 Mark mindestens 4000 Mark ausgezahlt erhalten.“

Bolle sah ihn ungläubig an.

„Das ist doch nicht möglich! Soviel kann man erwetten?“

„Noch mehr! Wir haben schon Fälle gehabt, wo über zweitausend Mark für zehn Mark ausgezahlt worden sind.“

„Donnerwetter, wenn man da jede Woche so einen trifft, dann läßt sich's leben.“

Sie lachten und begaben sich dann hinunter, um an der Startertafel die Quote abzuwarten.

Es ging rasch in Grunewald. Nach etwa fünf Minuten wurde die Quote bekanntgegeben.

Einen Augenblick war Stille auf dem Platz. Dann ging ein ehrfurchtsvolles „Ah!“ durch die Reihen der wartenden Menschen.

Die Quote lautete 816 für 10.

Der Baron schüttelte in unfaßbarem Staunen den Kopf.

Margherita war ganz blaß geworden.

Bolle aber fragte: „816 für 10. Dann krieg ich doch . . .?“

„16 320 Mark heraus!“ vollendete der Baron.

Bolle stand einen Augenblick fassungslos.

„Um Himmelswillen! So 'ne Masse Geld für den Dusel!“

Vergnügt schritten sie dann nach der Auszahlkasse. Als Bolle tatsächlich das Geld erhielt, atmete er auf. Er hatte es nämlich noch nicht recht geglaubt.

„Wissen Sie was, Herr Bolle, jetzt müßten Sie eigentlich das Pferd kaufen. Werden Sie Rennstallbesitzer!“ sagte der Baron.

„Ich Rennstallbesitzer? Da hab ich kein Talent dazu.“

„Dazu braucht man kein Talent, nur ein paar Pfennige Geld, und ich denke, die haben Sie schon.“

„Was kostet denn so 'n Pferd?“

Der Baron sah in das Programm. „Karl der Große ist mit tausend Mark eingesetzt. Wenn Sie fünfzehnhundert bieten, werden Sie ihn kriegen.“

(Fortsetzung folgt).

Auf der Jagd nach Thunfischen.

Wie der Leitfisch und sein Rudel in die Todeskammer gelockt werden.

Der Thunfisch wird im Mittelmeer gefangen. Besonders für die sizilianischen Fischerdörfer bringt die Jagd auf Thunfische ergiebige Ausbeute. Wie geht nun die Thunfischjagd vor sich?

Bei schönem Wetter und bei Windstille fahren die Fischerboote aufs Meer hinaus. Bei Wind und schlechtem Wetter wandert nämlich der Thunfisch nicht und sucht dann größere Tiefen auf. Der Thunfisch wandert im Frühjahr und Frühsommer; er kommt von der Westküste Afrikas und wird bereits in Togo und Kamerun viel gefangen. Die meisten Thunfische fängt man meist an der Küste der Provence, Siziliens und Sardiniens, auch am Schwarzen Meer. Der Thunfisch ist durchschnittlich drei Meter lang und ungefähr zwölf Zentner schwer. Der größte Teil des Fangertrages wird in reinem Olivenöl konserviert und hauptsächlich nach Amerika ausgeführt; frischgebacken schmeckt der Thunfisch wie Kalbfleisch, er wird auch gesalzen und geräuchert gegessen.



So groß ist ein Thunfisch.

Da der Thunfisch die Küste entlang in Tiefen zwischen 5 und 25 Meter in Rudeln bis zu 200 Stück wandert, angeführt von einem L e i t f i s c h, werden mit großmaschigen Lagernetzen die in Betracht kommenden Tiefen abgeriegelt. Der vorsichtige Leitfisch entdeckt das auffällige Lagernetz und führt seine Schützlinge das Netz entlang von der Küstennähe weg. Dieses Lagernetz ist an schweren Steinen verankert und wird auf der Wasseroberfläche von großen Korkstücken getragen. Es gibt Netze in Längen von 3000 bis 15 000 Meter.

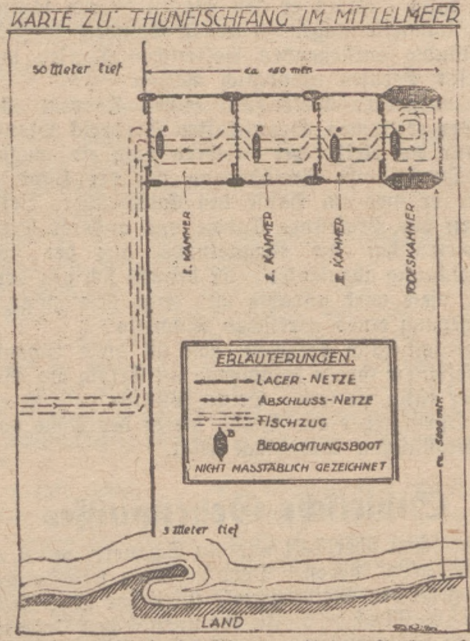
Am Ende des irreführenden Netzes liegen hintereinander viereckige Netzkammern, die durch hochziehbare Abschlußnetze abgeriegelt werden können. Hier glaubt der Leitfisch dem Hindernis ausgewichen zu sein, aber tatsächlich führt er das ganze Rudel in die verderbenbringende Todeskammer. Ueber den Kammereingängen liegen die Beobachtungsboote. Um durch das Wasser bis auf den Meeresgrund sehen zu können, tropfen die Beobachter Oel auf die Wasserfläche; verankerte dünne Zwirne, in der Hand gehalten, lassen auch eine leiseste Berührung verspüren.



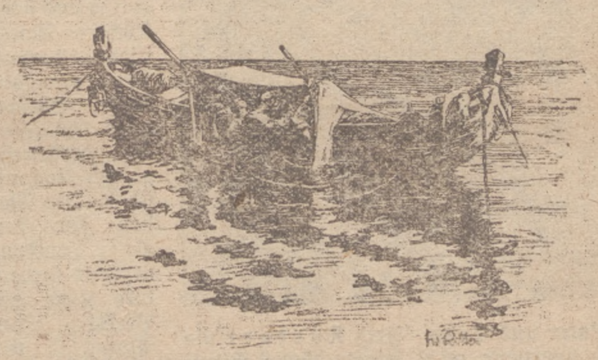
Einholen der Thunfische.

Hat das Thunfischrudel das Kammertor passiert, wird mit dem mit Blei beschwerten Abschlußnetz die Kammer abgeriegelt. Immer mehr Kammertore schließen sich, bis die Fische in der sogenannten Todeskammer gefangen sind. Die Netztore der ersten Kammern werden bereits wieder hochgezogen; denn oft folgen dem bereits eingefangenen Rugel weitere Fischzüge. Während die vier Vorkammern nur seitlich mit Netzen abgeschlossen sind, hat die Todeskammer ein Bodennetz auf dem Meeresgrunde liegen. Mit dem letzten Abschlußnetz zusammen ist die Todeskammer ein geschlossener Sack aus engmaschigem, festem Netzwerk.

Nun erwachen die Besatzungen der Fischerboote aus ihrer Starre, und mit größtem Kraftaufwand wird der Sack der Todeskammer hochgezogen. Das geschieht mit alten Thunfischfängerliedern und freudig ausgerufenen Glückwünschen zum Fang. Sechs bis acht Mann müssen mit Bootshaken, sobald die Fische an die Meeresoberfläche gekommen sind, an einem Fisch zerren, um ihn über Bordrand ins Boot hereinzuziehen; dabei schlägt ein Mann mit der flachen Hand dem Riesen hinter die Kiemenplatte und beruhigt ihn dadurch. So wird ein Fisch nach dem anderen ins Boot eingeholt, bis das Netz leer ist. Das Netz wird wieder versenkt, und die Thunfischfänger lauern auf neuen Fang.



Inzwischen sind die Transportbarken angekommen, die gefangenen Thunfische werden umgeladen und an Land noch am gleichen Tage verarbeitet. Riesige Kessel sind bereits angeheizt worden und die Tranchiertische bereitgestellt. In einer großen Halle stehen Konservenbüchsen in allen Größen, von 100 Gramm bis 125 Kilogramm, daneben eine Batterie Glasballons mit reinem Olivenöl. Das Konservieren der Thunfische beginnt.



Beobachtungsboot über einem „Kammereingang".

Der lebende Magnet.

Die rätselhaften Fähigkeiten eines jungen Mannes namens Frederick S t o n e beschäftigen seit einigen Tagen Aerzte, Physiker und auch das große Publikum von London. Obwohl Frederick Stone, der bis vor kurzem noch als Taxichauffeur sein Brot verdiente, bereits seit zwei Jahren in London wohnt und wiederholt sich an hervorragende Persönlichkeiten der Wissenschaft mit dem Ersuchen wandte, man möge seine rätselhafte Begabung, durch bloße Berührung metallener Gegenstände elektrische Funken zu erzeugen, näher untersuchen, hatte man ihn bisher entweder für einen Betrüger oder für einen Irrsinnigen gehalten, und so war dieser sonderbare Mann unbeachtet geblieben. Nun ist Frederick Stone, dessen Heimat die Stadt Holsworthy ist, über Nacht eine Berühmtheit geworden, nachdem es ihm im Rahmen eines Experimentes, dem mehrere Persönlichkeiten beiwohnten, gelungen war, im Garten des Gutsbesitzers Jeffery einen goldenen Ring, ferner ein winziges Stück

Platin und schließlich eine Kupferkassette, die man im Boden vergraben hatte, mit erstaunlicher Sicherheit aufzufinden.

Frederick Stone könnte eine lebende elektrische Batterie genannt werden; unmittelbare Berührung metallener Gegenstände erzeugt bei ihm elektrische Funken, die aus den Fingern hervorzuschießen scheinen. Auch die Füße Stones sind elektrisch geladen. Diese Eigenschaft macht es dem Mann unmöglich, zu telephonieren, da er sofort einen elektrischen Schlag erhält. Wie bereits erwähnt, war Stone bisher als Chauffeur tätig. Damit er den Wagen führen könne, trägt der Mann Gummieinlagen in seinen Schuhen, sonst würden ihm die ständig entstehenden elektrischen Funken die Ausübung dieses Berufes unmöglich machen.

Diese natürliche Elektrizität seines Körpers ist jedoch nur eine der seltsamen Eigenschaften Frederick Stones. Er ist nicht nur ein elektrischer, sondern auch ein magnetischer Mensch. Durch bloße Annäherung mit der Hand vermag Stone, wie er dies im Hause des Gutsbesitzers Jeffery in Anwesenheit des Professors Caddie und anderer Persönlichkeiten bewiesen hat, die Magnetnadel aus der normalen Nord-Südrichtung abzulenken. Er braucht sich nur der Nadel zu nähern, diese wird unruhig und zeigt Ausschläge wie bei der Annäherung eines wirklichen Magnets.

Es sei schließlich erwähnt, daß all diese Eigenschaften Stone in seltenem Grade befähigen, mit Erfolg als Wünschelrutengänger tätig zu sein. Seine Wünschelrute ist eine gewöhnliche Springfeder aus Stahl, die in der Nähe von ganz kleinen Metallstücken Ausschläge zeigt.

Sibirische Geheimnisse.

Immer schon überläuft uns ein Schauern, wenn wir den Namen „Sibirien“ hören. Dort in jenen unheimlichen Gefangenenlagern der Bleibergwerke spielt der neue Erda-Film der Orplid-Meßtro. In der unendlichen Oede arbeiten an endlosem Schienenstrang Sträflinge. Eine neue sibirische Bahn wird unter dem strengen Kommando des Straflager-Gouverneurs Wagarin gebaut. Ketten klirren, Lungen keuchen, die Knute der Kosakenwächter treibt zur Arbeit an. Sklavengehirne sinnen auf Rache und Flucht. Jegorow und seine Tochter Marfa fliehen. Hart an der mongolischen Grenze, nahe der Freiheit, werden sie gefaßt. Umsonst ist Marfas Flehen für den Vater. Der Gouverneur fordert ihre Ehre als Preis. Aber Alexej, der Sohn des Gouverneurs, tritt dazwischen. Er rettet Marfa vor der großen Schmach. Liebe hat schon seit längerem die beiden Jungen verbunden. Endlich ist der Bahnbau beendet. Der erste Zug geht nach Moskau. Der Gouverneur und seine Offiziere sind im Salonwagen. Auch Marfa hat man in den Zug gebracht. Den Sträflingen scheint der ersehnte Tag der Rache gekommen. Jegorow ist als Heizer auf der Lokomotive. Man stellt die Weichen der Geleise falsch. Der Zug soll über eine eben erst begonnene Brücke in die Tiefe stürzen. Kurz vor dem verhängnisvollen Viadukt sieht Jegorow sein Kind im Todeszug. Er kuppelt in rasender Fahrt die Maschine los. Langsam kommen die Wagen zum Stehen. Jegorow ist fast zu Tode geschleift. Auf schäumendem Pferd kommt Alexej über die Steppe gejagt. Er hatte von der falschen Weichenstellung erfahren, und Sträflinge hatten ihm berichtet, daß man Marfa zur Abreise gezwungen. Auf kaltem Schienenstrang liegt todwund in den Armen seiner Tochter der Sträfling Jegorow. Er und sein Kommandant segnen im dämmernden, grauen Morgen den Bund ihrer Kinder.



Vater und Sohn. Fritz Kortner als Gouverneur redet seinem Sohn Alexej (William Freshman) ins Gewissen. Aus dem Orplid-Meßtro-Film „Die Nacht des Schreckens“. Phot. Meßtro.

Ausgezeichnete Filmdarsteller wurden verpflichtet, um in diesem Film eine menschliche Tragödie plastisch darzustellen. Da ist vor allen Dingen Fritz Kortner, dieser geniale Schauspieler, der die Figur des Gouverneurs Wagarin verkörpert. Renée Herribel, eine junge und vielversprechende Filmschauspielerin, die erst kürzlich in dem Film „Narkose“ unter der Regie von Alfred Abel Proben ihres Könnens ablegte, hat die Rolle der Hauptdarstellerin in Händen. In anderen Rollen betätigen sich William Freshman und Theodor Loos.

Aus unserem Raritätenkasten.

74.

Es ist einwandfrei festgestellt worden, daß eine Bambusstaude zuweilen in einer einzigen Nacht zwei Zentimeter wächst.

75.

Der Körper des Erwachsenen enthält 59 Prozent Wasser.

76.

Die englische Seemeile mißt 1523 Meter. Außerdem gibt es noch die sogenannte britische Meile, die bei geographischen Bezeichnungen vielfach verwendet wird und 1609 Meter lang ist, die Seemeile oder nautische Meile.

77.

Samuel Morse, der Erfinder des Drucktelegraphen und des nach ihm benannten, aus Punkten und Linien bestehenden Zeichensystems, war Maler.

78.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, dessen Nasenlöcher ganz nach unten gerichtet sind.

79.

Im Jahre 1630 berief der französische Staatsmann Richelieu einen Kongreß ein, der einen Null-Meridian festlegte. Man wählte damals eine Spitze der Kanarischen Insel Ferro als Punkt der Null-Meridian-Bezeichnung. Frankreich wählte Paris als Meridian, England Greenwich usw. In der wissenschaftlichen Welt ist man mehr und mehr dazu übergegangen, als Null-Meridian den Meridian von Greenwich zu wählen. In Greenwich bei London besteht seit 1675 die Admiralitäts-Sternwarte, und man hat den Aufstellungsort des Meridian-Fernrohres dieser alten Sternwarte der größten seefahrenden Nation mit Recht als Null-Punkt in der Längenmessung gewählt.

80.

Das kanonische Recht und das kanonische Alter haben mit Kanonen nichts zu tun. Kanonisches Recht ist das Recht der katholischen Kirche, das diese früher auf geistlichem Gebiete in vollem Maße besaß. Kanonisches Alter nennt man jedes höhere Alter einer weiblichen Person, das diese befähigt, ohne Anstoß zu erregen, den Haushalt eines zur Ehelosigkeit verpflichteten Priesters zu teilen. Kanon selbst ist die Bezeichnung für eine kirchliche Gesetzessammlung.

81.

Kaffeeriecher waren staatliche Angestellte in Preußen zur Zeit Friedrichs des Großen. Sie erfreuten sich sehr geringer Beliebtheit. Auf Kaffee lagen hohe Abgaben, weshalb der Schmuggel eifrig betrieben wurde. Damals konnte man Kaffee nur roh kaufen und mußte ihn selber brennen. An dem durchdringenden Geruch beim Kaffeebrennen fanden die staatlichen Kaffeespione die Uebertreter des Gesetzes.

82.

Die holsteinischen Austernbänke haben ein hohes Alter zu verzeichnen; sie sind im elften Jahrhundert von Knut dem Großen angelegt.

83.

Im Niltal wurden 450 verschiedene Vogelarten festgestellt.

84.

Aus Knochen werden als wichtigste Industrieprodukte gewonnen: durch Verkohlen Tierkohle, durch Vermahlen Knochendünger, durch Verkochen Leim, durch Vermischung von Tierkohle und Fett — Wichse.

85.

Das Kolosseum in Rom konnte 85 000 Besucher bergen.

86.

Professor Richard Hesse schätzt die gesamte Masse der Zellen, die in einem Menschenkörper bei 60—70jährigem Leben gebildet werden kann, auf 16 000 Billionen.

Aus aller Welt.

„Grock ohne Schminke“ ist vielleicht der spannendste aller Bilderartikel in der neuen Nummer 47 der „Münchner Illustrierten Presse“. Er zeigt den weltberühmten Clown im Privatleben als Familienvater, dramatischen Lehrer und in Erholungsbeschäftigungen und wird zusammen mit den interessanten Begleitworten W. Hausensteins alle Leser aufs höchste interessieren. Daneben enthält die Nummer Bilder der exotischen Tänzerin Nyota Inyola, einen Bericht über menschliche Automaten, besonders der neuesten Zeit, die nachgerade maschinell fast so viel können wie ein wirklicher Mensch. Dann gewährt uns ein sehr reich illustrierter Artikel Einblicke in den Berliner Universitätsbeginn, eine Photographienfolge veranschaulicht die Kabinettskrisen in Frankreich, eine große außerordentlich beeindruckende Aufnahme einer öffentlichen chinesischen Hinrichtung läßt uns einen Blick in die Wirkungen des dortigen Bürgerkriegs tun. Interessante Aufnahmen des neuen riesenhaften Junkersflugzeugs, eines Raubtierfangs im indischen Urwald und vieles andere geben dieser Nummer den Charakter besonderer Vielseitigkeit.